Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 33 (1929-1930)

Heft: 11

Artikel: "Walfang im Rossmeer"

Autor: Bader, Sepp

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667630

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gleichsam zu sich heranzieht. Sie war eine hoffnungsloß Wartende gewesen, eine, über deren Warten der Abend heraufsteigt und die dennoch die Tür hinter der Welt nicht zuschließen kann, um sich ruhig allein zu finden für die lange, dunkle Nacht. Nicht-mehr-Warten hätte für sie den Tod bedeutet. Ihre mißbrauchten Kräfte konnten nur noch das Eine: warten. Er hatte es damals nicht erkannt. Seine Augen hatten gesehen, ohne zu wissen; seine Hugen hatten gesehen, ohne zu wissen; seine Hand hatte gemalt, ohne zu fühlen. Die Wartende seines Bildes war darob an seiner Seite leise vergangen, wie ein Licht, das verlöscht, weil es zur Neige gebrannt ist.

Schmerzlich atmete der Künstler auf und schaute um sich: er stand vor seinem wiedergestundenen Bild in dem kleinen, lichtgelb getünchten Gemach. Spätnachmittagssonne umspielte in breiten Strahlen die lange, rote Kerze auf der Kommode, daß sie emporflammte, wie ein Opferlicht. Frene Helfsenberg saß auf der blaßgelben Ottomane, seltsam versunken, seltsam, von innen her, haltlos. So verloren schaute sie nach dem Bild an der Wand, daß der Mann sich fragte: "Was denkt sie wohl?" und sie wecken wollte, um das lastende Schweisgen zwischen ihnen zu brechen: "Frau Frene!"

sagte er behutsam, um sie nicht zu erschrecken. Da blickte sie zu ihm hin. Seine leis verlebten und verschwommenen Züge waren durchzittert von der Erkenntnis der verflossenen Minuten: es zuckte Schmerz darin auf über Verlorenes, ein Erschrecken lag darin vor nie wieder Gutzumachendem. Er stand da, wie ein kleiner Junge vor einem unwillentlich zerbrochenen Spielzeug.

Still sagte sie, und es war das Fazit, das sie unter eine süß gehegte Hoffnung setzte: "Sie hätten dieses Bild nicht so gemalt, nicht wahr, wenn Sie damals gewußt hätten, was Sie heute wissen?" Und mehr für sich fügte sie bei: "Im tiefsten Grunde wartet man ja gar nicht auf das Kommen eines Menschen, so endlos hin über Tag und Nacht..." Dann stand sie auf, die leis abwehrende Kühle wieder im Ant= litz und schritt ihm voran durch die Flucht rei= cher Räume. Er aber schloß forgfältig die Tür zum kleinen Wohngemach und warf einen letzten Blick nach seinem Bild: es leuchtete in kost= baren Tönen, und die Kerze auf der samtbraunen Rommode sandte rote Lichter verborgener Verheißung empor zu der still und versunken Wartenden. Luise Gysler.

Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre Sein Frühling mild und licht, Auch jener große, klare, Getrost, er sehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden Am Ziele deiner Bahn, Du ahnest ihn hienieden, Und droben bricht er an.

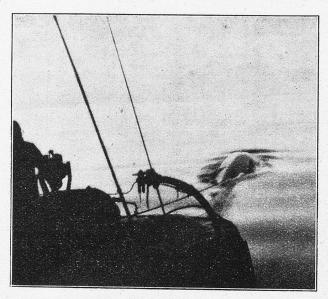
Ludwig Uhland.

"Walfang im Roßmeer".

Von Dr. Sepp Bader.

Als ich vor zwei Jahren zu einem kurzen Besuch in Hamburg weilte, hörte ich an einem Sonnabend, daß eine norwegische Walfang-Expedition einen Arzt für ihre Flotte nach dem südlichen Eismeer suchte. Über neun Monate sollte die Reise dauern, und am darauffolgenben Montag mußte der Arzt bereits in Rotterdam an Bord sein! Aurz entschlossen sach ich zu, und so beschaffte ich denn an einem Nachmittag Tropen=, Polar= und Walfangausrüsstung zugleich und fuhr an einem Sonntag=

nachmittag nicht, wie geplant, nach Blankensese, sondern nach Rotterdam, um von dort mit der zur Zeit größten und modernsten norwegisschen Walfangflotte in das füdliche Sismeer zu sahren. Nie werde ich den plötzlichen Entschlußzu dieser aus den verschiedensten Gründen hochsinteressanten Reise bereuen, die nicht nur wesen des für uns Deutsche ganz fremden und unbekannten Walfanges einzigartig war, sonsdern vor allen Dingen auch wegen des ganzaußergewöhnlichen Reisezieles der Expedition.

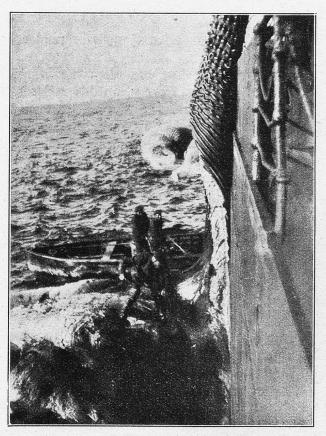


An einer Leine "festgemachter" Wal. Dr. Bader, Hamburg.

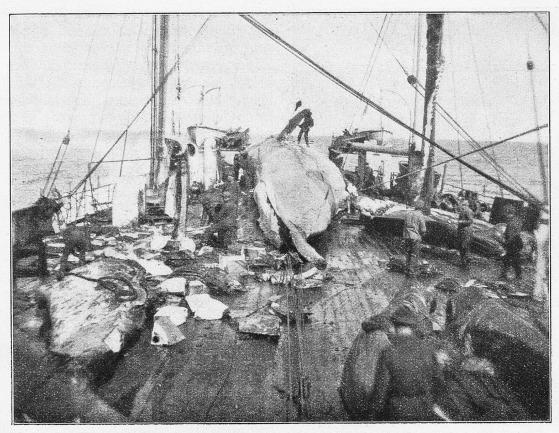
Das süblichste Meer der Erde, das Rohmeer nämlich, sollte unser Jagdrevier sein, in das sich selbst die meer= und eisbefahrenen norwegi= schen Walfanger erst seit dem Jahre 1924 hin= einwagen! Kein einziges deutsches Schiff ist je= mals so weit südlich vorgestoßen, und die weni= gen Deutschen, die das Glück hatten, auf frem- den Schiffen in dieses märchenhaft schöne und eisumrandete Meer zu kommen, kann man an den Fingern der ein en Hand abzählen!

Im Sommer 1927 kehrte ich nach Deutsch= land zurück, gerade rechtzeitig, um als "Referent und Sachverständiger" und im Auftrage der soeben in Berlin unter dem Vorsitz des bekannten Freiherrn von Maltzahn gegründeten deutschen Walfangkommission in Berlin und Hamburg zur Propagierung des Walfanggedankens einige aufklärende Vorträge zu halten. Wie wenig weiß man doch von diesem ebenso einträglichen wie interessanten Gewerbe! Den meisten ist es vollkommen unbekannt, daß es heute überhaupt noch einen Walfang gibt; da= bei stellt der heutige Großfang alle früheren Glanzperioden des Walfanges in den Schatten, indem seit dem Kriegsende alljährlich zirka 15 000 Wale erlegt werden. Viele kennen nur die alten "Nordfelder", auf denen heute nur zirka 20 000 Faß Walöl jährlich hergestellt wer= den, ohne eine Ahnung von den "Südfeldern" in den antarktischen Meeren zu haben, die in jeder Saison über eine Million Kaß Walöl liefern. Bei einigen traf ich auf wirklich kind= liche Vorstellungen über die Jagd dieser Walfische, die sie, wie die anderen Fische, mit Netz und Angelhaken fangen wollten; es war ihnen ganz unbekannt, daß man diesen landflüchtigen Säugetieren Sprenggranaten in den Leib schießt, die aus hochmodernen Rohrrücklaufgeschützen abgeseuert werden. Und so gut wie niemand kannte das Roßmeer, jenes Einfallstor zum Südpol, von wo aus Scott und Amundsen ihren Wettlauf nach dem Pol begannen, der so tragisch für die englische Expedition ens digen sollte!

Die tausendjährige Geschichte des Walfanges zerfällt in zwei große Zeitabschnitte, nämlich in den alten und modernen Walfang. Jahrshunderte hindurch hatten fast alle nordeuropäsischen Staaten nach alter baskischer Methode vom Ruderboot aus mit der handgeschleuderten Harpune den Glattwalen nachgeschleuderten Harpune der Vorweger Svend Fohn im Jahre 1865 eine Verbesserung dieser primitiven Jagdmittel durchsührte. Mit der Einführung der Granatharpune und des Dampssangbootes des ginnt die Ara des modernen Walfanges, dessen Jagdobsett im Gegensatz zu früher fast ausschließlich die großen und wilden Furchenwale



Abspecken des Wals in See. Dr. Bader, Hamburg.



Ein 30 m langer, 100 000 kg schwerer Blauwal an Deck.

Dr. Bader, hamburg.

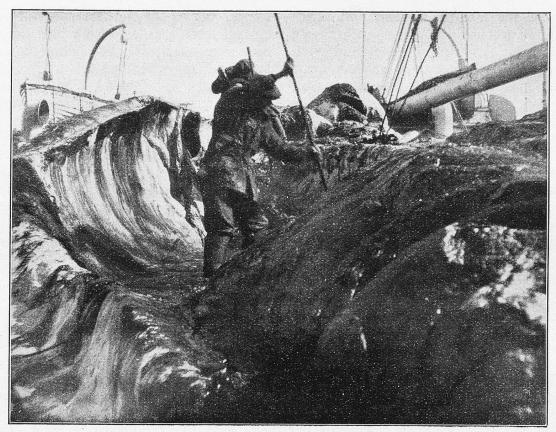
bilden, die mit dem alten Fanggerät nicht er= legt werden konnten.

Lagen die Jagdfelder des alten Walfanges fast ausschließlich im nordatlantischen Ozean, so breitete sich der moderne Walfang bald nach der südlichen Halbkugel aus, auf deren unermeßlich großen Meereswüsten heute die Hauptsfanggebiete liegen. Der norwegische Kapitän E. A. Larsen war es, der im Jahre 1904 mit dem Fang auf der sturmumbrausten Insel Süd-Georgia begann, und dieser Walfangpionier erschloß auch zwanzig Jahre später das letzte, südlichste und jungfräulichste Walfeld der Erde, nämlich das Roßmeer, das von dem engslischen Nords und Südpolarsorscher Sir James Clark Koß im Jahre 1841 entdeckt worden war.

Wenn die Walfanger das Rohmeer erst seit den allerletzten Jahren aufsuchen, so hat das seinen guten Grund. Ein zirka 1000 km hreiter Packeisgürtel schließt dieses Meer im Norden vom Stillen Ozean ab, so daß die Schiffe also immer erst diesen Eisgürtel durchfahren müssen, bevor sie in das freie Rohmeer gelangen. Diese Durchquerung wagten früher immer nur

die Südpolarforscher auf ihren speziell gebauten Holzschiffen, wie zum Beispiel Shackleton auf dem "Nimrod", Amundsen auf der "Fram" und Scott auf der "Discovery"; daß jemals ein moderner eiserner Waldampfer den Kampf mit den gefürchteten Eispressungen aufnehmen würde, glaubte niemand bis zum Jahre 1924, als Larsen seinen Plan für eine Fangfahrt nach dem Rokmeer bekannt gab. In den Schiff= fahrtskreisen der ganzen Welt erregte dieser Entschluß Larsens damals das größte Aufsehen, und der bekannte schwedische Geograph und Forschungsreisende Nordenskjöld schrieb einige Jahre später, gelegentlich eines Nachrufes für den im Rohmeer heldenhaft verstorbenen Lar= sen, daß jene Fahrt mit zu den kühnsten Unter= nehmungen ihrer Art gehörte.

An einer solchen Walfangreise nach dem Roßmeer konnte ich also vor zwei Jahren als Schiffsarzt auf dem 15 000 t großen norwegischen Kochereischiff "Nielsen-Alonso" teilnehmen. Es war eine ganz neu zusammengestellte, aus fünf Einheiten bestehende Expedition, die von Larvik (Norwegen) über Kotterdam, Norfolk (U.S.A.), Panama und Hobart (Austra-



Fleischschneider in der Bauchhöhle eines Wales.

Dr. Bader, Samburg.

lien) nach dem Rohmeer fuhr. 3½ Monate dauerte die Ausreise, zirka 21/2 Monate die Rückreise um Kap Horn nach Europa, und 33 000 Seemeilen mußte die Flottille in dieser Zeit zurücklegen, um von ihrer nordischen Seimat die weitab gelegenen südlichen Jagdfelder zu erreichen und mit ihrer Beute wieder nach Hause zu kommen. Sechs Monate lang mußte die Reederei die 200 Mann starke Besakung der Flottille in dieser Zeit der Arbeitsruhe ver= pflegen und ablöhnen, Tausende von Tonnen Kohlen und Brennöl im Werte von vielen Hunderttausenden von Mark brauchten die Schiffe für ihre lange und weite Reise, und die kaum dreimonatliche Fangzeit mußte genügen, um dem Millionenunternehmen den erforder= lichen Millionengewinn zu bringen.

Hobart auf Tasmanien war unsere Operationsbasis und unser letzter Hafen vor der Ausreise in die Antarktis. Da eine Trinkwasserversorgung im Rohmeer nicht möglich war, mußte hier der gesamte Bedarf an Süßwasser, zirka 4000 t, gebunkert werden; auch das letzte frische Fleisch und das letzte frische Fleisch und das letzte frische Gemüse wurde hier zum Schutz von zwei gefährlichen Walfangerkrankheiten, Skorbut und Beriberi,

an Bord genommen, da wir von jetzt ab über vier Monate, abgeschnitten von aller Welt, voll= kommen auf uns selbst angewiesen, in der süd= lichsten Antarktis leben und arbeiten sollten. — Nach einer zehntägigen stürmischen Fahrt durch die "brüllenden Bierziger" und "rasenden Künfziger", wie die englischen Seeleute diese hohen ungastlichen Breiten nennen, erreichten wir am 22. November den nördlichen Rand des Treib= eisgürtels. Zwei Tage zuvor sichteten wir be= reits die ersten typisch antarktischen Tafeleis= berge, von denen einer nach den Berechnungen unseres Kapitäns eine Länge von 35 Kilometer hatte, und sieben Stunden dauerte es, bis wir, mit halber Kraft fahrend, dieses schwimmende Eiland passiert hatten. Um eine Kollision des Mutterschiffes mit diesen gefährlichen Wege= lagerern zu vermeiden, wurden in der Nacht und bei starkem Nebel die kleinen und außer= ordentlich manövrierfähigen Jagdschiffe als Patrouillenboote vorausgeschickt, die jedesmal durch Signale die Kocherei von der bestehenden Gefahr benachrichtigten. Aber trot aller Vor= sichtsmaßnahmen bleiben diese Eisberge doch immer die "weiße Gefahr" für die Walfanger; drei Schiffe sind allein während der verflosse=

nen Saison im südlichen Eismeer mit diesen unheimlichen Kolossen zusammengestoßen und gefunken. Aber vor keiner Gefahr zurückschrekkend, wagen sich die Norweger auf der Jagd nach dem Tran, dem flüssigen Gold der Wal= fanger, doch immer wieder von neuem in diese gefährlichen südlichen Regionen, wo sich Eiß= berge und Packeis gegen die modernen Wickin= gerfahrten verschworen haben. Drei volle Wo= chen hielt der Packeisgürtel des Rohmeeres un= sere Flottille fest, und Tag und Nacht mußte oft die gesamte Besatzung mit Üxten und Sägen arbeiten, um das Schiff vor den gefährlichen Eispressungen zu schützen. Trotzem der Bug unserer Rocherei vor der Ausreise eine beson= dere Verstärfung, eine sogenannte Eishaut, be= stehend aus bestem afrikanischen Hartholz, er= halten hatte, wurde das Schiff doch einmal durch die drückende Gewalt des Eises so sehr beschädigt, daß unsere Pumpen täglich bis zur Reparatur des Lecks 150 Tonnen Wasser zu lenzen hatten!

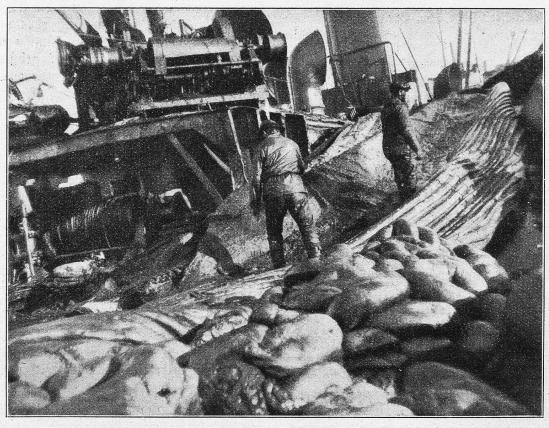
Am 13. Dezember erreichte endlich das Mutterschiff mit den im Kielwasser folgenden Toch= terschiffen das freie Rohmeer. Während die fleinen Boote noch längsseits lagen, um Brenn= stoff und Lebensmittel für die nächsten 14 Tage in Empfang zu nehmen, wurde der erste bla= sende Wal gesichtet. Sofort nahm Pol 4, unser bestes Jagdschiff mit dem besten norwegischen Walschützen Hermann Berntsen an Bord, Die Ragd auf, die sich von Anfang bis Ende in un= mittelbarer Nähe der Kocherei abspielte. Der Wal war noch nicht ein drittes Mal zum Atmen an die Oberfläche gekommen, schon hatte der Schütze sein Boot ganz dicht an den Rücken des aufgetauchten Wales herangebracht, ein Schuß frachte, und alsbald zeigte sich anstelle der sonst üblichen weißen Dampffontäne ein dicker, hoher und dunkelroter Blasstrahl. Der angeschossene und "festgemachte" Wal tauchte sofort, um nach einigen Minuten zum letzten Mal einen ganz schwachen und niedrigen Strahl in die Höhe zu stoken, und in einer Viertelstunde war das Un= geheuer erlegt. Es war meine erste Walfisch= jagd, die ich sah, und erstaunt und beinahe ent= täuscht über die Schnelligkeit und scheinbare Einfachheit dieser Jagd, von der ich mir ganz andere Vorstellungen gemacht hatte, wandte ich mich an den erstbesten Walfanger mit der Frage, ob das immer so rasch gehe. "Nein", meinte er, "das war ein guter Schuß, das war ein Volltreffer in den Brustraum, Herz und Lunge sind durch die Sprengwirfungen der Granate zerrissen, deshalb der rote, mit Blut vermengte Blasstrahl; das kommt unter hunsdert Schüssen nur einmal vor!" Eine Viertelstunde später kam Pol 4 mit dem ersten erlegten Wal zur Kocherei zurück, und drei donsnernde Hurras begrüßten den tüchtigen Schützen, der stolz auf seiner Kommandobrücke stand.

Um eine derartige Jagd noch besser beobach= ten zu können, ging ich einige Tage später mit unserem ersten Maschinisten an Bord von Pol 4, das uns für einen derartigen Zweck am ge= eignetsten schien. Wir suchten uns einen schönen Sonnentag aus, kletterten Mittags nach dem Essen auf das Boot hinüber, in der Hoffnung, zum Kaffee schon wieder an Bord der Rocherei zu sein. Die Schützen sowohl, wie auch die Besatung der Walboote, schätzen einen derartigen Besuch im allgemeinen sehr wenig; diese Jagd= gäste stehen der Mannschaft auf den kleinen Booten bei ihrer Arbeit nicht nur hindernd im Wege, sie verjagen auch oft das Jagdglück, und da jedermann zu einem gewissen Prozentsatz an jedem erlegten Wal partizipiert, darf man also nicht sehr freundliche Gesichter erwarten, irenn man als Zuschauer an Bord eines Walbootes geht. Und ein solcher Unglückstag stand auch uns bevor! Wir fuhren zirka zwei Stunden mit neun Meisen Geschwindigkeit, die Ko= cherei war längst aus unserem Gesichtskreis ent= schwunden, ein riesengroßer Eisberg tauchte am Horizont auf, und bald erkannten wir unseren Vol 2, der eben einen Wal verfolgte. Es schien dort ein ganz besonders gutes Feld zu sein, überall sah man das Aufblasen der Wale, und bald hatte unser Beobachter in der Tonne einen großen Wal ausgemacht, auf den er sofort das Boot dirigierte. Der Schütze wurde gerufen, und nun begann ein stundenlanges Manöbrie= ren, um das Boot so dicht wie möglich an den Wal heranzubringen. Wenn man die ganze Waljagd in drei Phasen einteilt, nämlich in die eigentliche Jagd, ferner das Schießen und schließlich das Erlegen des "festgemachten" Wa= les, so ist dieser erste Teil der langwierigste. Wenn auch ein erfahrener Schütze meist ahnt, wo der tauchende und fliehende Wal nach zehn Minuten wieder zum Vorschein kommt, so sind diese Berechnungen doch oft falsch, und stunden= lang kann es unter Umständen dauern, bis er das Boot auf die Schuknähe herangebracht hat. Da die Harpune ein Gewicht von 67 Kilogramm hat, und diese nach dem Abschuß noch eine lange

und sehr schwere Leine mit sich reißen muß, so ist die maximale Schußentfernung eine sehr ge= ringe und übersteigt niemals mehr als 10 Me= ter. So dicht muß also der Schütze sein Boot an den zum Luftholen in bestimmten Zeitab= ständen auftauchenden Wal heranbringen, und in der Verfolgung des tief unter dem Wasser schwimmenden und daher unsichtbaren Wales besteht die Schwierigkeit des ganzen ersten Tei= les der Jagd. Ist der Schütze aber erstmals mit seinem Boot bis auf diese Entfernung an den Wal herangekommen, so ist das Schießen auf das große Ziel — glatte See vorausgesetzt — eine Leichtigkeit, wenn nicht ungeahnte Zwi= schenfälle auftreten, wie es bei uns der Fall war. Der Schütze feuerte, aber der Schuß ging zu kurz, der Wal blies uns, buchstäblich gesprochen, etwas und verschwand von der Ober= fläche. Der Schütze fluchte, die Mannschaft war verärgert und wir Besucher betrübt ob des Fehlschusses, der auf eine falsche Zusammensetzung der Pulverladung zurückgeführt wurde. Nach= dem die Kanone und die Leinen in Ordnung gebracht waren, nahm der Schütze von neuem die Verfolgung auf, wieder begann eine ftun=

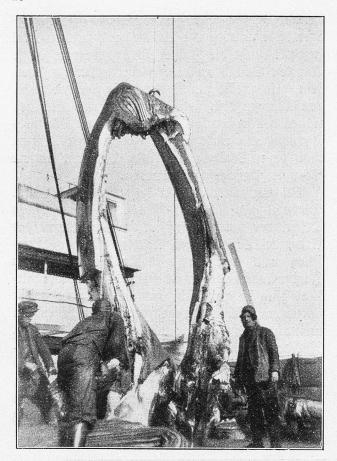
denlange Jagd und wieder ein — Fehlschuß! Der beste norwegische Schütze zum zweiten Mal gesehlt! Nicht die Pulverladung, nur die Gäste konnten Schuld an dem wiederholten Jagdpech sein, also zurück zur Kocherei, wo wir am anderen Morgen erst, halb verfroren und seekrank wegen des inzwischen aufgekommenen Blizzardsturmes, mit nicht gerade freundlichen Worten von dem Schützen auf die Kocherei, unsere Etappe, zurückgeschickt wurden.

Ein zweites Mal aber hatte ich mehr Glück. Diesmal ging ich auf Bol 2 zu dem dicken Olsen, der bereits auf allen Walfeldern der Erde, bei Spitzbergen, Alaska, Mexiko, Brassilien und den verschiedensten antarktischen Jagdgründen tätig war. Um 4 Uhr nachmitstags ging ich an Bord, und eine Stunde später hatten wir schon "festgemacht". Es schien ein ausnahmsweis großer und zäher Wal zu sein. Nachdem man dem Tier nach der ersten Harpune, um eine gewaltsame Befreiung zu vershindern, zirka 1000 Meter Leine gegeben hatte, holte man dieselbe nach einiger Beit mittels einer großen Dampswinde wieder ein, so daß der Wal auf diese Weise also immer dichter an



Transport von Speckschwarten nach dem Vorderschiff. Im Vordergrund der Darm eines Wales.

Dr. Bader, Hamburg.



Unterkiefer: Höhe 6 m, Breite 2½ m. Dr. Bader, Hamburg.

das Boot herangezogen wurde und schließlich eine zweite Harpune mit einer zweiten Leine bekommen konnte. Das Manövrieren mit einem solchen "festgemachten" Wal gehört zum schwie= rigsten Teil der Jagd, und hier erst beweift der Schütze sein wirkliches Können. Dauernd muß er die Leine beobachten, die immer schräg nach vorn, niemals aber senkrecht nach unten oder gar nach rückwärts zeigen darf, da sie sonst leicht durch das Ruder gekappt werden kann. Der Schütze von Pol 1 hatte das Unglück, auf diese Weise fast seine sämtlichen Wale zu verlie= ren, so daß ihm von der Expeditionsleitung der weitere Fang untersagt werden mußte. Da nämlich jedesmal mit dem Wal auch mindestens eine Harpune und ein großer Teil der wertvol= Ien Leine verloren geht, so bedeutet jeder solcher Ausreißer nicht nur einen empfindlichen finan= ziellen Verlust für die Gesellschaft, es kann so= gar durch den eingetretenen Mangel an notwen= digen Harpunen und Leinen der Erfolg der ganzen Expedition in Frage gestellt werden. Obschon auch unser zweiter Schuß gut saß, flüch= tete der Wal doch wieder, und in schneller Fahrt

zog er unser Boot hinter sich her, dessen Ma= schine mit Volldampf rückwärts lief. Erst nach der fünften Harpune endete dieser "Teufels= wal", wie der Schütze ihn nannte, in unmittel= barer Nähe unseres Bootes, so daß der im Todeskampf liegende Riese mit seiner Seiten= flosse das Wasser bis auf uns herüber spritte. Wehe den Booten, die dem Wal in solchen Mo= menten zu nahe kommen! Mit einem Schlag der außerordentlich muskulösen Schwanzflosse vermag er selbst ein modernes 100 Tonnen großes Stahlfangboot zum Kentern zu brin= gen, und unserem vom Unglück verfolgten Vol 1 zertrümmerte ein Wal auf diese Weise das auf der Backbordseite befindliche Rettungsboot voll= ständig.

Sind die Wale erlegt, so werden die durch Lufteinblasung schwimmfähig gemachten Tiere von den Jagdbooten zwecks Verarbeitung an die Kocherei abgeliefert. Bis vor drei Jahren wurde das Abspecken und Zerlegen der Wale, abgesehen von den Landstationen, immer außen= bords, längsseits von "schwimmenden Kochereien" durchgeführt, da man noch keine Mittel und Wege kannte, um die schweren Tiere an Bord hieven zu können. Durch die Einstellung besonderer Schiffe, die am Heck oder auch am Bug eine Schleifbahn besitzen, können erst jett seit dem Jahre 1925 auch die größten und schwersten Furchenwale zur Verarbeitung an Deck genommen werden, wodurch also ein unserer Hochseefischerei analoger Hochseewalfang ge= schaffen ist. Dieser "modernste Walfang", wie er auch genannt wird, hat sicherlich eine große Zukunft und ist imstande, die ganze Entwicklung des Walfanges in neue ungeahnte Bahnen zu lenken. Die Walfanger, die seit über tausend Jahren zur Ausübung ihres Gewerbes von den Konzessionen der einzelnen Landes= mächte abhängig waren, können jetzt ohne jegliche Fanggenehmigung ihrem Beruf nachgehen, und sollten die neuften deutschen Walfangpläne jemals zur Tatsache werden, so könnte das Un= ternehmen ebenfalls nur auf Grund dieses. Hochsewalfanges zustande kommen, da die Engländer auf den antarktischen Jagdfeldern seit langer Zeit keine Fanglizenzen mehr aus= geben.

Auf keinem Jagdfeld der Erde, darüber was ren sich alle unsere Schützen einig, sind die Wale so groß und fettreich, wie im Roßmeer, eine Tatsache, die mit den dortigen günstigen Nahs

rungsverhältnissen zusammenhängt. 35 bis 30 Meter beträgt die durchschnittliche Länge der Blauwale und 100,000 Kilogramm ihr Ge= wicht, das also der Schwere von 10 leeren, un= gedeckten Güterbahnwagen gleichkommt. Nicht nur durch ihre Größe im ganzen, auch durch die Größe ihrer einzelnen Glieder imponieren diese Riesen: 3 Meter beträgt die Länge einer Sei= tenflosse und 6 Meter die Länge eines Unter= kiefers; 8 bis 10 Menschen können bequem in dem riesig großen Rachen des Tieres Plats fin= den! 15—20,000 Mark ist ein solcher Wal wert, wenn er vollkommen verarbeitet wird, der Speck sowohl wie das Fleisch, die Eingeweide und sämtliche Knochen. In den meisten Fällen ist die Verwertung auch eine restlose, indem das ganze Tier, vom Kopf bis zur Schwanzflosse in großen Kochapparaten zu Öl umgewandelt wird, wobei die nur heute vollkommen wertlosen Barten unberücksichtigt bleiben. Mit sensen= ähnlichen, langstieligen Messern bewaffnet, ba= lancieren die Speckschneider oder Flenser, die bestbezahlten Spezialarbeiter eines solchen Un= ternehmens, auf den Walkadavern, um die oft 20—30 Zentimeter dicken Speckschwarten in langen Streifen abzulösen. Schlachthäusern

größten Stils gleichen diese schwimmenden Ko= chereien, wenn bei eingetretener schlechter Wit= terung infolge unruhiger See die Zerlegung dieser Kolosse an Bord durchgeführt werden muß. Dutende von Dampswinden und Damps= sägen sind ununterbrochen Tag und Nacht in Betrieb, um die oft schon halb verfaulten und halb in Verwesung übergegangenen Wale mög= lichst rasch zu zerlegen. Unbeschreiblich ist der Lärm und unerträglich der Gestank an Bord eines derartigen Schiffes, das überall und in allen seinen Teilen mit einer dicken, schmutzigen Transchicht überzogen ist. 10—15 Tiere können auf diese Weise täglich zerlegt werden, wenn die Verarbeitung bei ruhiger See längs= seits der Schiffe im Wasser durchgeführt werden kann, 5 bis 6 Wale jedoch nur, wenn dieselbe an Deck vorgenommen werden muß. 400—500 Wale werden so im Laufe einer Saison von jeder Expedition gefangen und verarbeitet, und mit vielen Zehntausenden von Fässern Tran kehren die Schiffe jedesmal zu Beginn des ant= arktischen Herbstes, wenn die Neueisbildung — das Pfannkucheneis — einsetzt, nach Europa zurück.

Der junge Schiffer.

Dorf bläht ein Schiff die Segel, Frisch saust hinein der Wind! Der Anker wird gelichlet, Das Steuer flugs gerichtet, Nun sliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel Kreist grüßend um den Mast, Die Sonne brennt herunter, Manch Fischlein, blank und munter, Umgaukelt keck den Gast.

Wär gern hineingesprungen, da draußen ist mein Reich! Ich din ja jung von Jahren, Da ist's mir nur um's Fahren, Wohin? Das gilt mir gleich! Friedr. Hebbel.

Die Welschlandgängerei.

"Dho!" fagt sich der Leser, "da ist wieder ein= mal einer, der gegen welsches Wesen wettert, gegen unsere seit wohl mehr als einem Jahr= hundert eingesleischte Sitte kämpft, Söhne und namentlich Töchter auf ein Jahr in die welsche "Löffelschleise" zu schicken, sogenannte "bessere Manieren" zu lernen, das Herrchen mit Po= schettchen, das Modedämchen mit Puder und Parsums herauszusehren! Gewiß ein Welschen= hafser, dieser Schreiber, vielleicht gar ein Pangermanist!"

"Welschlandgängerei!" Dieses ungewohnte, neu klingende Wort verfängt sich in unserm deutschschweizerischen Ohre wie ein Tadel, könt wie ein Vorwurf, erinnert es doch allzusehr an "Bauernfängerei", "Drängerei" und "Zwänsgerei". Dem ist nun aber durchaus nicht so; gebraucht doch die deutsche Sprache, ohne jegliche